

KBV

GUIDO M. BREUER



ALTE SÜNDEN

Kriminalroman aus der Eifel

Guido M. Breuer

Alte Sünden

Vom Autor bisher bei KBV erschienen:

All die alten Kameraden

Altes Eisen

Alte Narben

Nach alter Mörder Sitte

Guido M. Breuer wurde 1967 in Düren geboren. Er wuchs in Düren und in der Nordeifel auf. Nach einer Ausbildung zum Bankkaufmann und anschließendem Wirtschaftsstudium arbeitete er als selbstständiger Unternehmensberater und lebt heute als Autor in Bonn. Seine Tatorte finden sich vornehmlich in seiner Nordeifeler Heimat, den Tälern und Höhen von Nideggen bis Monschau. Dort ermittelt auch sein Lieblings-Protagonist Opa Bertold, der sich erstmals im Frühjahr 2009 mit *All die alten Kameraden* in das kriminalistische Geschehen der rauen Eifel einschaltete und 2014 bereits seinen fünften Fall zu lösen hat.

Guido M. Breuer

Alte Sünden

KBV

Originalausgabe

© 2014 KBV Verlags- und Mediengesellschaft mbH, Hillesheim

www.kbv-verlag.de

E-Mail: info@kbv-verlag.de

Telefon: 0 65 93 - 998 96-0

Fax: 0 65 93 - 998 96-20

Umschlagillustration: Ralf Kramp

Redaktion: Nicola Härms, Rheinbach

Druck: CPI books, Ebner & Spiegel GmbH, Ulm

Printed in Germany

Print-ISBN 978-3-95441-163-4

E-Book-ISBN 978-3-95441-176-4

Inhalt

1. Kapitel
2. Kapitel
3. Kapitel
4. Kapitel
5. Kapitel
6. Kapitel
7. Kapitel
8. Kapitel
9. Kapitel
10. Kapitel
11. Kapitel
12. Kapitel
13. Kapitel
14. Kapitel
15. Kapitel
16. Kapitel
17. Kapitel
18. Kapitel
19. Kapitel
20. Kapitel
21. Kapitel
22. Kapitel
23. Kapitel
24. Kapitel
25. Kapitel

26. Kapitel
27. Kapitel
28. Kapitel
29. Kapitel
30. Kapitel
31. Kapitel
32. Kapitel
33. Kapitel
34. Kapitel
35. Kapitel
36. Kapitel
37. Kapitel
38. Kapitel

*»Schau dich im Spiegel an!
So sieht ein Sheriff-Stern aus,
an dem ein Besoffener hängt!«*

El Dorado, USA 1966
Regie: Howard Hawks, Buch: Leigh Brackett (nach Harry Brown)

1. Kapitel

Zugegeben, ich bin Insasse einer Altenpflegeanstalt.

Lorenz Bertold sah zweifelnd auf den Satz, den er soeben geschrieben hatte. Irgendwie kannte er diese Formulierung, doch er hatte vergessen woher. Dann drückte er die Taste, auf der ein großer Pfeil nach links abgebildet war, und wartete, bis jener blinkende Strich auf dem Bildschirm nach und nach alle Buchstaben verschluckt hatte. Als wären sie nie da gewesen. Das waren sie aber nach wie vor. In seinem Kopf, in seiner Erinnerung. Zumindest für kurze Zeit. Aber sie hatten auf der weißen Fläche vor seinen Augen Platz gemacht für einen neuen ersten Satz.

Ich bin alt, und das ist auch gut so.

Wieder schwebte der Finger über der Löschtaste. Blieb in dieser Position, verharrte, zog sich sogar etwas zurück. Ob diese Zeile etwa Bestand haben könnte? Lorenz murmelte: »Der in Ehren ergraute Ermittler war unsicher wie nie. Kommissar Wollbrand kam sich nicht wie ein Schriftsteller vor. Eher wie ein Esel.«

Vielleicht war es nicht die rechte Zeit, einen Roman zu beginnen. Lorenz hatte eben erst zu Mittag gegessen und verspürte eine verdauungsbedingte Müdigkeit. Bei dem Gedanken, dass seine Enkeltochter Rita dies sicher als »Mampfstarre« bezeichnen würde, musste er grinsen. In diesem Zustand sollte man wirklich besser nicht versuchen, einen zündenden Start für einen Krimi zu erschaffen. Also schloss er das Dokument, verscheuchte mit einem Mausklick noch eine lästige Meldung vom Bildschirm und realisierte einen Moment später, dass das Programm ihn freundlicherweise aufgefordert hatte, vor dem Beenden den Text noch abzuspeichern. Was er natürlich nun nicht getan hatte.

»Blöde Schrottkiste«, knurrte der Alte und meinte damit weniger den Computer als vielmehr sich selbst. Er wusste, dass er nur einen einzigen Satz geschrieben und diesen nun im Datennirwana verloren hatte. Ärgerlicherweise waren ihm selbst diese wenigen Worte bereits wieder entfallen. Er versuchte sich damit zu trösten, dass seine Formulierung vermutlich nicht so gut gewesen war, dass sie vor dem Vergessen hätte bewahrt werden wollen, und trollte sich in Richtung seiner Schlafstatt. Das Verbrechen würde sicherlich noch ein Stündchen warten können.

2. Kapitel

Das Gesicht wirkte sehr alt, obwohl es einem Mann in den besten Jahren zu gehören schien. Die Augenhöhlen waren leer, der Mund unter den markanten Wangenknochen wie zu einem Schmerzensschrei geöffnet. Dieses Gesicht gehörte zu einem haarlosen Kopf, dessen dunkelbraune Haut durch sehr dicht gestochene Tätowierungen schwarz wirkte. Es fehlten an diesem Kopf nicht nur Nase und Ohren, sondern auch der ganze übrige Körper. Das schien die fünf Personen, die den Schädel fasziniert betrachteten, jedoch nicht zu stören. Tatsächlich wären sie sogar entsetzt gewesen, mehr als einen Kopf auf dem Tisch liegen zu sehen. Die einzige Frau unter den Anwesenden trat ganz nah an den Tisch heran, um die Tätowierungen auf den Wangen besser erkennen zu können. »Das ist ein Ekoi, nicht wahr?«, flüsterte sie ehrfurchtsvoll.

»Allerdings«, antwortete Wim van der Kriek. »Eines meiner schönsten Stücke derzeit, gar keine Frage. Nigeria, frühes 19. Jahrhundert.«

»Ist das ein – ein echter Menschenkopf?«, fragte einer der Männer.

»Nein und ja. Der Schädel ist aus Holz, jedoch mit Menschenhaut überzogen. Sehr selten. Die Ekoi oder Ejagham sind für ihre imposanten Kopfschmuckarbeiten bekannt, auch für Holzmasken. Diese wurden auch hin und wieder mit Haut überzogen, allerdings fast nie mit der eines Menschen. Hier wurde jedoch einem Mann die Gesichtshaut abgezogen und auf das Holz aufgebracht. Die Tätowierungen, die Sie sehen, waren schon vorher am lebenden Objekt vorhanden. Sehr selten, wie gesagt, und der Hintergrund ist nicht eindeutig geklärt.«

»Sie meinen, Sie wissen nicht, warum dieser Kopf mit Menschenhaut überzogen wurde?«, fragte ein weiterer Kunde, der zum ersten Mal in Wim van der Krieks Laden für Antiquitäten und exotische Kunst gekommen war

und auch dies nur, weil seine Frau ihn dazu überredet hatte. Die beantwortete die Frage ihres Ehemannes nun anstelle des Kunsthändlers. »Das ist doch wohl klar, Herbert«, sagte sie. »Die Ekoi sind keineswegs als Kopffjäger und Kannibalen bekannt. Das wäre etwas ganz anderes, würde dieses Stück aus Südamerika stammen, von den ecuadorianischen Shuar beispielsweise, oder von den Dayak auf Borneo.«

»Sie kennen sich aus, gnädige Frau«, lächelte van der Kriek. »Tatsächlich spricht man den Ekoi ähnliche Riten zu, wenn auch längst nicht so verbreitet wie bei den von Ihnen richtig genannten Kulturen, wo die künstlerische Verarbeitung getöteter Feinde, insbesondere ihrer Köpfe, bis ins 20. Jahrhundert datiert.«

»Siehst du«, triumphierte die Frau und wandte sich kurz ihrem Mann zu, um sich dann sofort wieder dem Kopf zu widmen.

»Und nun bewundern Sie dieses gute Stück einmal in der angemessenen Beleuchtung, dann kommt es erst so richtig zur Geltung«, sagte der Kunsthändler und entzündete eine Fackel, die neben dem Tisch stand. Dann löschte er das elektrische Licht.

»Das ist ja unheimlich«, flüsterte die Frau und trat einen Schritt zurück. »Schaut euch das an! Es sieht fast so aus, als bewege sich das Gesicht. Als wolle er uns etwas mitteilen.«

»Das ist auch beabsichtigt.« Wim van der Kriek flüsterte nun auch. »Dieser Kopf dient vermutlich dazu, die Lebenden vor Gefahren aus dem Reich der Toten zu warnen. So bedrohlich er auch wirken mag, ist er doch ein Schutzfetisch.«

Die Frau wollte etwas erwidern, hielt jedoch erschrocken inne, als die Tür aufgestoßen wurde und mehrere Gestalten in den Raum drängten. Ein Schuss dröhnte, und sie wurde, von einem Projektil in den Leib getroffen, herumgewirbelt und zu Boden geschleudert. Weitere Schüsse streckten die beiden Männer nieder, die der Tür am nächsten gestanden hatten. Van der Kriek streckte seine Hände in die Höhe und rief aus: »Du? Was machst du mit diesen miesen Halsabschneidern hier in ...« Weiter kam er nicht, denn der nächste Schuss zerfetzte seine Brust und warf ihn gegen die Wand, an der er leblos herabrutschte und eine blutige Spur hinterließ. Der letzte noch nicht getroffene Kunde sah fassungslos auf seine Frau, die sich am Boden

wälzte, dann auf die anderen regungslos daliegenden Körper, und war gelähmt vor Angst. Er traute sich kaum, die Männer anzusehen, die dieses Blutbad in wenigen Sekunden angerichtet hatten.

Die Eindringlinge hielten großkalibrige Revolver in den Händen. Ihre Kleidung war auffällig, das bemerkte selbst der schreckstarre Mann. Sie trugen Hüte und lange Staubmäntel, die über ihre Jeans bis zu den Westernstiefeln hinunter reichten. Einer sagte mit rauer Stimme: »Chisum, was machen wir mit dem da?«

Der Angesprochene verzog einen Mundwinkel, als habe er etwas Anstößiges vernommen. Dann spuckte er auf den Boden und antwortete: »Du sollst nicht meinen Namen nennen.« Er sah dem zitternden Mann ruhig und kalt in die Augen, dann richtete er den Colt auf dessen Stirn aus. Sein Finger suchte sachte den Druckpunkt des Abzugs.

Der schrille Pfiff ließ den Alten hochschrecken. Er riss die Augen auf und sah zuerst auf den Wasserkessel, aus dessen Ventil heißer Dampf entwich, dann auf die Kaffeemühle, die er zwischen seinen Knien eingeklemmt hatte. Er musste wohl kurz eingenickt sein, nachdem er die Bohnen gemahlen hatte. Dass ihn der Schlaf nicht mitten in dieser Tätigkeit übermannt hatte, sah er an der mit frischem Pulver gefüllten Schublade der Mühle.

»Kommissar Wollbrand war froh, immerhin nur halb senil zu sein«, murmelte Lorenz und stand auf. Früher war ihm das Pfeifen eines Wasserkessels lauter und nerviger vorgekommen, vermutlich eine Folge des sich verschlechternden Gehörs. Er legte die Mühle ab, stand auf und ging zum Herd, um den Kessel von der Platte zu nehmen und diese abzdrehen. Er sah auf die Uhr. Kaffeezeit. Jeden Moment würde seine Enkeltochter Rita mit Kuchen auftauchen.

»Wim?«

Der Ruf ließ die Männer aufhorchen. Einem Wink ihres Anführers folgend, verließen sie den Laden durch den Hintereingang. Sie waren kaum verschwunden, als ein weiterer Besucher den Ausstellungsraum betrat. Mit einem Blick, der zwar Überraschung, keineswegs jedoch Schrecken zeigte,

nahm er die Szenerie in sich auf. Er sah im Schein der lodernden Fackel die Leichen und das Blut, dann den Schädel, der ihn finster ansah und ihm eine Warnung zukommen ließ, von der Deogratius Mbumba wusste, dass sie zu spät kam. So wie er offensichtlich zu spät gekommen war. Ein zweiter Blick wies ihm den Weg zu der Frau, die in ihrem Blut lag und deren zuckende Finger ihm zeigten, dass noch Leben in ihr war. Er stellte seinen großen, prall gefüllten Rucksack an einer Stelle ab, die nicht blutbesudelt war, und kniete neben der Frau nieder. Er legte die Schusswunde frei, betrachtete diese eingehend, und in wenigen Sekunden hatte er ihr dann aus dem Stoff ihrer Bluse einen Verband angelegt, der die Blutung eindämmte. Als er die Frau, die nun laut zu stöhnen begann und stoßweise hektisch atmete, vorsichtig in eine angenehmere Lage befördert hatte, zog er ein Mobiltelefon aus der Tasche, wählte den Notruf und sprach ruhig einige Worte. Seine dunkle, kehlige Stimme schien die Verletzte zu beruhigen. Sie sah Deogratius Mbumba aus weit aufgerissenen Augen an und beobachtete, wie er zu seinem Rucksack ging, diesem einen Gegenstand entnahm und damit zu ihr zurückkehrte. In seiner Rechten hielt er eine Holzfigur, in die etliche Nägel getrieben worden waren. Seine linke Hand benetzte er mit dem Blut der Frau, welches auf dem Boden eine große Lache gebildet hatte, und verstrich es auf der Figur. Dabei formten seine Lippen Worte, die für die Verletzte seltsam fremd klangen und die doch ihre Todesangst und die Schmerzen in einen milden Schleier hüllten, der ihr Herz leichter werden und sie in eine gnädige Ohnmacht fallen ließ. Sie nahm nicht mehr wahr, wie er ihre Vitalfunktionen überwachte und nicht von ihrer Seite wich, bis erneut jemand eilig in den Raum stürmte und Deogratius Mbumba unsanft von ihr wegriss.

3. Kapitel

Lorenz hatte sich gerade entschlossen, den ersten Kaffee alleine zu trinken, als es an seiner Tür klopfte. Er stellte die Tasse ab und schlurfte zur Tür. Er öffnete jedoch nicht gleich, sondern wartete noch ein paar Sekunden ab, ob sich das Anklopfen wiederholen würde. Ritas Stimme klang belustigt, als sie durch die geschlossene Tür sagte: »Opa, ich weiß, dass du nur darauf wartest, dass ich noch mal anklopfe. Den Gefallen tu ich dir aber nicht, sonst konterst du wieder damit, dass ich dich nicht für schwerhörig halten soll.«

Lorenz öffnete nun missmutig die Tür. »Du kannst einem alten Mann aber auch jeden Spaß verderben.« Dann grinste er, trat einen Schritt zurück, damit seine Enkeltochter eintreten konnte, und öffnete die Arme. »Nun komm mal zu mir herab und umärmel deinen Opa nett, du langes Elend.«

Rita, die in einer Hand einen Blumenstrauß und in der anderen eine offenbar von einer Konditorei stammende Tüte balancierte, beugte ihre schlanken einhundertfünfundachtzig Zentimeter hinunter und deutete eine Umarmung an. Dann küsste sie Lorenz auf den weißen Strubbelbart. »Opa, kann es sein, dass du kleiner geworden bist?«

Lorenz brummte etwas, was sich anhörte wie der Kommentar eines pensionierten, in Ungnade gefallenen Kommissars. Dann entgegnete er: »Ach wo, erstens bin ich auf Socken, und du trägst Schuhe mit Absätzen. Und zweitens bekomme ich O-Beine, das verkürzt meinen Leib optisch.«

Rita trat in das Zimmer und stellte den mitgebrachten Kuchen ab. »Opa, du bist verrückt. In deinem Alter bekommt man doch keine O-Beine mehr!«

»Aber ja – oh wohl doch«, meinte Lorenz. »Ich bin sicher, das kommt von der Ernährungsumstellung, die mir Bärbel verordnet hat. Ich soll kein

Fleisch mehr essen, nur noch vegetarisch, da kriegt selbst ein alter arbeitsloser Esel noch krumme Knochen.«

»Du sollst Vegetarier werden? Kein Speck mehr zum Frühstücksei? Keine Steaks und Frikadellen? Kaum vorstellbar!«

»Eben«, brummte der Alte. »Aber ich gebe zu, der Vorschlag kam von unserer Frau Doktor Zyankali, und Bärbel unterstützt das. Sie macht ja schon ewig auf spirituell und tierlieb, sie tötet nur Pflanzen, um sich am Leben zu halten. Sie isst noch nicht mal so was anderes vom Tier, Ei oder Quark!«

»Dann ist sie ja sogar Veganerin«, staunte Rita. »Aber schau sie dir an, wie fit und jugendlich sie wirkt. Kann dir doch also eigentlich auch nur guttun, nicht wahr?«

»Ich wusste, dass du das sagst. Was hast du denn für einen Kuchen mitgebracht?«

»Käsesahne und Windbeutel mit Kirschen. Das magst du doch so gerne, altes Leckermaul.«

»Genau«, bestätigte Lorenz. »Veganer müssen sich selbst das verkneifen. Und Bärbel sieht nur deshalb so jugendlich aus, weil sie ja auch noch jung ist. Die ist doch kaum über siebzig! Da hat man gut lachen mit dem frischen Gesicht!«

»Ach Opa«, lachte Rita. »Du willst doch, dass ich dich ernst nehme. Dann gib mir doch bitte auch die Gelegenheit dazu!«

Der Alte schüttelte den Kopf, während er den Kuchen enthüllte. »Der Spruch ist für unsere allseits beliebte Heimleiterin reserviert. Die wirst du doch wohl nicht kopieren wollen?«

»Ich hatte den Anflug, das gebe ich zu. Aber hier riecht es nach frisch aufgebrühtem Kaffee, willst du mir keinen anbieten?«

»Aber natürlich, mein Herz«, sagte Lorenz und machte sich daran, den kleinen Tisch fertig zu decken. »Ich habe ja jetzt eine neue Pantryküche – das Wort habe ich gelernt, bin ganz stolz drauf – und kann jetzt autark und zu jeder Zeit was kochen.«

»Und – was kochst du so außer Kaffee?«, fragte Rita, während sie eine Vase für die Blumen suchte.

»So weit bin ich noch nicht. Außerdem, was macht das Essenkochen denn für einen Sinn, wenn man kein Fleisch verwenden darf? Das ist doch wie braten ohne Pfanne – die ich übrigens auch noch nicht habe.«

»Dann lass es erst einmal beim Kaffee bewenden, Opa«, meinte Rita und verteilte die Blumen in zwei leere Weinflaschen, da sie keine Vase finden konnte. »Hat es hier eine Feier gegeben?«

»Gestern, nein, vorgestern Abend waren Bärbel, Gustav und sein Galan, der Herr Groschen, bei mir. Da haben wir was ausgetrunken.«

»Groschen? Du meinst Alexander Grosjean? Sind Gustav und er wieder zusammengekommen?«

»Die beiden geben sich die größte Mühe, ein Paar zu mimen.«

»Opa!« Rita schüttelte den Kopf. »Hast du dich immer noch nicht damit abgefunden, dass Männer auch Männer lieben können!«

»Das muss ich ja wohl«, brummte Lorenz. »Und es hat ja auch was Gutes: So lässt Gustav wenigstens die Finger von Bärbel.«

»Soso, du hast dich also endlich dazu durchgerungen, ein Auge auf Bärbel zu werfen. Würde mich freuen. Ich finde sie so lieb.«

»Jaja«, meinte Lorenz und goss Kaffee ein. »Nun lass uns essen. Ich liebe vor allem süße Sahneschnitten vom Konditor.« Dann fügte er hinzu: »Ach, willst du vielleicht ein Eierlikörchen dazu?«

»Nein danke«, antwortete Rita. »Das Zeug mochte ich noch nie. Aber davon abgesehen werde ich eine ganze Zeit lang überhaupt keinen Alkohol trinken.«

»Doch nicht wegen deiner neuen Position in der Mordkommission?«

»Aber nein, wo denkst du hin? Da trinken doch alle. Aber denk mal scharf nach, du alte Spürnase. Was wäre denn ein wirklich guter Grund, ein paar Monate völlig auf Alkohol zu verzichten?«

Lorenz sprang auf und rautte sich den Bart, wobei er etwas Sahne darin verteilte. »Nein!«

»Doch!«

Rita hatte ihren Großvater noch nie tanzen sehen, erst recht nicht auf Socken und mit einem Stück Sahnetorte im Mund. Er gab die ungewohnte Einlage dann auch schnell wieder auf, um sie zu umarmen. »Ich freu mich

so! Weiß dein Vater, der mein Sohn ist, es schon? Und was sagt der Kindsvater dazu? Es ist doch dieser riesengroße Kommissar?«

»Natürlich ist es Paul, wer denn sonst, Opa? Und nein, Papa weiß es noch nicht. Wollte es dir als Erstem sagen – nach Paul natürlich.«

»Du bist ein Goldherz. Das Kind wird wohl ein Riese werden, bei diesen Eltern. Bevor es in die Schule kommt, wird es dem Uropa wahrscheinlich schon über den Kopf spucken können.«

»Ich hoffe, so etwas wird es nicht wagen«, entgegnete Rita. »Und ich hoffe doch sehr, du wagst es nicht, mit deinem Urenkel auf Verbrecherjagd zu gehen, bevor er in die Schule kommt.«

»Das kann ich nicht versprechen«, grinste Lorenz. »Machst du denn jetzt noch weiter in der Mordkommission?«

»Opa, ich bin doch nicht krank, und ich habe noch nicht mal 'nen Bauch. Natürlich werde ich noch einige Monate arbeiten. Aber ich sage es meinem Dienstherrn noch nicht, sonst muss ich vorzeitig in den Innendienst abtauchen. Also nicht öffentlich rumposaunen.«

»Hmpf«, machte Lorenz. »Wenn man den ungeborenen Kindern Mozart vorspielt, damit sie glücklich und kreativ werden, was geschieht dann mit einem Kind, das sich ständig Verhöre von Mordverdächtigen anhören muss und auf blutige Tatorte mitgeschleppt wird?«

»Du bist doch nur neidisch«, versetzte Rita. Dann griff sie in ihre Tasche, wo ihr Mobiltelefon brummend einen Anruf meldete. »Wenn man vom Teufel spricht«, murmelte sie und nahm das Gespräch an.

Lorenz lauschte angestrengt, was der Anrufer zu sagen hatte, konnte jedoch nur die anwesende Hälfte des Gespräches aufnehmen.

»Bertold hier ... ja ... was du nicht sagst! ... bin unterwegs!« Rita stand auf. »Tut mir leid, Opa. Es ruft tatsächlich die Pflicht. Und ein Tatort.«

»Wo denn? Was ist passiert?« Lorenz' Augen blitzten.

»Oh nein! Ich sage dir gar nichts.«

»Verrate wenigstens, wer angerufen hat.«

»Na schön. Das war die Kollegin Ella Kock.«

»Ella Kock? Dann ist es nicht Köln? Logisch, wenn die Kripo Düren dich anruft, gibt es einen Tatort hier in der Gegend, aber du wirst

hinzugezogen, weil ...?«

»Guter Versuch, Opa«, sagte Rita. »Ich sehe schon, ich darf dir nicht noch einen winzigen weiteren Informationsschnipsel geben, sonst bist du schon wieder mittendrin in deinen Ermittlungen. Lass Kommissar Wollbrand mal die Kaffeepause weitermachen.«

Lorenz tat beleidigt. Er murmelte: »Der in Ehren ergraute Ermittler fühlte sich nicht nur zurückgesetzt, er war es auch. Die schöne Kommissarin würde schon sehen, was sie davon hatte, ihn nicht in den Fall einzubeziehen.«

Rita Bertold gab ihrem Opa einen Kuss und verließ eilig sein Zimmer. In der Tür winkte sie ihm noch einmal lächelnd zu und verschwand dann.

Lorenz rief ihr noch hinterher: »Pass auf dich ... ich meine ... auf euch auf, und grüß mir diese schräge Walküre von der Krippe!«

Ein lautes Lachen schallte als Antwort durch den Gang, und Lorenz wusste, dass ein neues Abenteuer begonnen hatte. Er schloss die Tür, schlurfte zum anderen Ende des Raums und sah aus dem Fenster. Die milde Frühsommersonne strahlte über dem grünen Wald und den Wiesen, glänzte auf den metallenen Gipfelkreuzen der roten Felsen und ließ die Sandsteintürme lange Schattenfinger auf die Wipfel der dicht stehenden Bäume werfen. Der Alte atmete tief ein, spürte das Leben in sich und fand das alles sehr schön. Und dabei fragte er sich, ob er damit hauptsächlich einen neuen Kriminalfall meinte oder seine geliebte Nordeifel. Vermutlich, so dachte Lorenz, hatte er seine Freude daran, dass beides so gut zusammenpasste.

4. Kapitel

Da ist ja meine Prinzessin!«

»Ich freu mich auch, dich zu sehen, Ella.«

Rita gab der Kriminalhauptkommissarin Ella Kock die Hand, die diese mit dem Druck eines Hufschmieds schüttelte. »Siehst gut aus, Rita«, sagte sie ungewohnt freundlich und leise.

»Danke, du auch«, antwortete Rita Bertold und meinte das sogar ernst. »Siehst irgendwie verändert aus. Hast du was mit deinen Haaren gemacht?«

Ella Kock grinste schief. »Versuche, sie ein bisschen wachsen zu lassen. Nervt ganz schön, aber meinem aktuellen Liebchen gefällt's. Mal sehen, ob ich das durchhalte.«

Rita wusste nur zu gut, wie wenig ihre Kollegin auf ein gepflegtes weibliches Äußeres gab und wie sehr sie es mochte, innerhalb weniger Minuten ausgehertig zu sein, vertiefte das Thema jedoch nicht weiter. »Ella, was mache ich hier?«

Sie standen in der gar nicht mal so hübschen Fußgängerzone der Dürener Innenstadt vor einem Geschäft, dessen Schaufenster voller Skulpturen war und das etwas Exotisches ausstrahlte.

»Hier hat's 'ne Riesensauerei gegeben. Das solltest du dir zuerst einmal ansehen, bevor wir weiterreden.«

Rita folgte Ella in den Laden. Sie durchquerten den Verkaufsraum und gelangten in ein Zimmer, in dem reger Betrieb herrschte. Rita war der Anblick eines Tatortes, in dem die kriminaltechnischen Untersuchungen in vollem Gange waren, sehr vertraut. Vier Leichen und eine Unmenge von Blutspuren sah sie jedoch auch nicht jeden Tag.

»Herzlichen Glückwunsch«, bemerkte sie so trocken, wie sich ihr Mund gerade anfühlte. »Riesensauerei trifft es ziemlich gut.«